

CLARICE LISPECTOR
Wofür ich mein Leben gebe

CLARICE LISPECTOR

Wofür ich mein Leben gebe

Kolumnen 1946–1977

Herausgegeben und
aus dem brasilianischen
Portugiesisch übersetzt
von Luis Ruby



PENGUIN VERLAG

Inhalt

Intro	<i>Luis Ruby</i>	7
-------	------------------	---

Kolumnen

1946	11
1947	17
1962	23
1967	31
1968	71
1969	155
1970	187
1971	219
1972	273
1973	283
1977	289

Making of

<i>Paulo Gurgel Valente</i>	295
-----------------------------	-----

Verzeichnis der Kolumnen und Originaltitel

305

Intro

»[Clarice] ›postete‹ im *Jornal do Brasil* sehr persönliche Dinge, was damals nicht üblich war. In dem Sinn, glaube ich, war sie ihrer Zeit ein Stück weit voraus. Manchmal wusste sie nicht, was sie in der Kolumne schreiben sollte, brachte darin aber sehr persönliche Sätze, fast schon wie auf Twitter, in 140 Zeichen.«

*Paulo Gurgel Valente*¹

Die vorliegende Auswahl aus Clarice Lispectors literarischen Kolumnen ist chronologisch angeordnet. So werden Aspekte ihrer schriftstellerischen Entwicklung sichtbar, von den tastenden Anfängen bis hin zur souveränen, ihrem ganz eigenen Sinn folgenden Entfaltung. Biografisches wird im zeitlichen Zusammenhang deutlich.

Doch das ist nur eine mögliche Art des Lesens. Genauso gut lassen sich einzelne Kolumnen in nicht-chronologischer Reihenfolge genießen, lässt sich nach Lust und Laune blättern und springen. Und die Wirkung hält – schon bei Aufnahme niedriger Dosen – eine ganze Weile an.

Als Übersetzer und Herausgeber, vor allem aber als langjähriger Leser der Autorin möchte ich daher raten: Nutzen Sie Ihre Freiheit, folgen Sie Ihrer Neugier.

1 Clarice Lispectors Sohn im Interview mit Eucanaã Ferraz und Elizama Almeida, 2014 – <https://youtu.be/G7kndLPsKaA?t=619>.

Meine Auswahl zielt darauf ab, einen Eindruck von Clarice Lispectors Bandbreite zu vermitteln, von ihrer plaudernden Leichtigkeit über poetische Stimmungsbilder bis zu den beinahe meditativen Selbsterforschungen, die man aus ihren Romanen und Erzählungen kennt – wobei sie hier konkret und persönlich grundiert sind.

Die Autorin tritt uns in verschiedenen Rollen gegenüber: als reflektierende Schriftstellerin, als Mutter, als hochsensible, mal mitfühlende, mal schonungslose Beobachterin anderer und ihrer selbst; als Einzelgängerin und Freigeist, und dann wieder ganz unvermittelt als für Menschen und Situationen offene Person. Clarice, wie sie bis heute in Brasilien genannt wird, kultivierte spontane Begegnungen und langjährige Freundschaften, unterhielt sich mit Gott und der Welt über Gott und die Welt – besonders aber mit Taxifahrern und mit ihren Lesern, auf deren Zuschriften sie regelmäßig einging. Sofern nicht gleich Ana Luísa von gegenüber vor der Tür stand, um ihr persönlich einen Oktopus vorbeizubringen (aus dem in der Übersetzung aus wortspielerischen Gründen ein »Tintenfisch« wird).

Die vielfältigen kulturellen Interessen Clarice Lispectors, die zeit ihres Lebens bildende Kunst sammelte und in der Kulturszene von Rio de Janeiro jeden kannte, der Rang und Namen hatte, kommen demgegenüber etwas kurz: Die Beteiligten sind hierzulande mit wenigen Ausnahmen unbekannt, und die Zusammenhänge – etwa von der Autorin besuchte aktuelle Ausstellungen – liegen nun einmal Jahrzehnte zurück. In einem Arbeitsjournal, das zeitgleich zu diesem Buch auf der Toledo-Website des Deutschen Übersetzerfonds erscheint², erzähle ich

2 <https://www.toledo-programm.de/journale/>

ausführlicher von diesen Aspekten, wie auch von meiner Übersetzung.

Clarice Lispector ist als Kolumnistin ein besonderer und eigenwilliger Fall. Doch ihre große Bekanntheit in Brasilien, wo sie bis heute von vielen verehrt wird, geht in erheblichem Maß auf diese Facette ihres Schaffens zurück, bei der sie dem Publikum, wie sie sagt, einen gewissen Teil ihrer Seele verkauft – »den Teil, der samstags gerne plaudert«.³

Die Unmittelbarkeit dieses Plauderns liegt lange zurück. Manches mag fremd geworden sein, hat dafür aber den Charakter eines Zeitzeugnisses angenommen. Und auch die ganz besondere Spannung zwischen Nähe und Fremdheit, die sich aus Clarices Persönlichkeit ergab, ist in diesen Texten sehr direkt zu spüren. Gerade dies macht ihre Lektüre bis heute zum Erlebnis.

Luis Ruby, München, im Sommer 2023.

3 Aus: »Unsterbliche Liebe«, S. 39 dieser Ausgabe.

1946

29. Dezember 1946

Das Heim

Vier Stühle stehen im Wohnzimmer. Vier dunkle Stühle um den kleinen Tisch. In der Mitte des Tisches der Krug. Auf der Terrasse trocknet das Handtuch im nächtlichen Wind. Die Uhr auf dem Platz schlägt eins. Zwei. Vier. Elf Glockenschläge hallen bis zur Brücke, die ganz verlassen ist. In der Ecke des Wohnzimmers das quadratische Möbel – ist das ein Schatten? ein Möbelstück? –, auf dem winzig die Zigaretten ruhen, die erloschene Zigarre, das leere Glas, und als Denkmal das Röhrchen mit Beruhigungspillen. Auf dem Gang das eisige Linoleum. Der lange Gang. Im Esszimmer der leere Tisch. Ein Stapel funkelnder Teller. Der Wind durchs offene Fenster, so eine Gefahr. Unten der trockene Gehsteig, die Biegung des Wäldchens. In der Vitrine die Teetassen. Zwei ausgetrocknete Stücke Kuchen. Die gefangene Fliege ist auf der Scheibe eingeschlafen. Oder sie ist tot, so eine Gefahr. Hoch oben jubiliert die Lampe. Die Küche ... Die Kanne mit kaltem Kaffee. Der laue Geruch des Abfalls, der Wind durch die Läden. Der Kopf einer Henne, so eine Gefahr. Der leere Herd – woran erinnert er? Das Tropfen des Hahns in der Spüle. Das Licht der Laterne beleuchtet den Kochtopf, ach. Das Tropfen des Hahns. Das Aspirin auf dem Küchentisch? Durcheinander, so ein Durcheinander. Im Badezimmer die Dunkelheit und die Zahnpasta. Und aus der Finsternis die fantastische Badewanne, so eine Gefahr. Die Hose auf der Leine? Der Türknauf glänzt, zwei große Metallbecher

und ein kleiner, gewalzt? Gewalzt ... Auf dem Korridor der Teddy und die Puppe im Zimmer ... In diesem schwindelerregenden Frieden liegt die Familie im Schlaf. Die Uhr auf dem Platz schlägt eins. Zwei. Fünf. Neun. Zwölf Glockenschläge. Leise ziehe ich mich zurück und verschwinde durchs sorgsam geschlossene Fenster. Die Frau seufzt. Das Mondlicht, so eine Gefahr. Ach.

29. Dezember 1946

Ausschweifung des Weisen

Letztlich kam es nicht dazu.

Das Kind spielte in der Gartenluft. Am Fenster erschien das tragische, eingecremte Gesicht, die Mutter rief: Catarina! Das Kind stumm und zart. Catarina! – Dann, nur ein kurzer Augenblick: Bin etwa ich Catarina?, fragte sich der Weise an seinem Fenster. Catarina spielte im Wind, drehte sich um sich selbst. Auf leisen Sohlen verwandelte er sich in Catarina, lief ins Haus, stieß auf die Frau, die da lag, das Gesicht voller Creme, beugte sich so tief über sie, dass ihr Parfüm ihm den Atem verschlug, ihn vor Lust und Ekel eine Pirouette vollführen ließ, er tanzte durchs Zimmer, dass die Schöße des strengen Jacketts nur so flogen. Die Frau auf der Liege regte sich. Er hielt inne, rückte sich die Brille zurecht, atemlos: Er dachte, lief, dachte, welch ein Wind! Er wandte sich zum Kinderzimmer, das Königreich auf der Tapete, die Puppe tanzte Walzer mit dem Mann, das Bein der Puppe vollführte noch eine andere tänzelnde Bewegung, und die Kamillenblüten ergos-

sen sich aus dem Riss in ihrem Fuß. Auf Zehenspitzen machte er kehrt und pustete, noch immer keuchend, die Eingecremte an, die mit bitteren Augen auf Schönheit wartete. Er wurde ernster, begann, nachdenklich mit den schlanken Fingern der Dame zu spielen, die vor Ungeduld stöhnte: Er löste den kleinen Finger der Frau von den anderen, strich ihn munter und traurig glatt. Auf einmal stand sie wieder am Fenster: Catarina! Das Kind hörte auf, sich zu drehen, was war da los? Er zuckte zusammen, betrachtete verblüfft das Buch, das aufgeschlagen auf dem Tisch lag. Die wahre Catarina lief als leichter Schatten zum Haus. Die Frau war am Fenster stehen geblieben, das Gesicht hart, eine große Gekränkte. Hochgewachsen, undurchdringlich. Der Weise lachte leise, schüttelte sich und sagte boshaft, ein wenig erschöpft: Ich kenne dich schon.

1947

2. Februar 1947

Der Junge⁴

*Jenseits des Ohrs gibt es einen Klang
Am Rande des Blicks eine Gestalt
An der Schwelle des Ausatmens die Luft
An den Fingerspitzen einen Gegenstand
Da will ich hin.*

An der Bleistiftspitze den Strich.

*Wo es das Denken verschlägt, ist eine Idee,
Am letzten Hauch von Freude Euphorie
Am Saum der Glockenschläge Stille
An der Spitze des Schwertes Magie
Da will ich hin.*

An den Zehenspitzen der Sprung.

*Wie in der Geschichte des Jungen,
Der blieb, wohin er ging.
Da will ich hin.*

4 Dieses Gedicht ist offensichtlich der Keim der Erzählung (oder des Prosagedichts) »Da will ich hin«; nachzulesen in Clarice Lispector, *Aber es wird regnen. Sämtliche Erzählungen II*. Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Luis Ruby, Penguin, München 2020.

Am Rande der Seligkeit

Wenn man sieht, hat der Akt des Sehens keine Form – das, was man sieht, hat Form. Genauso verhält es sich mit einer Art »höherem« Denken. Selbst hat es – als Akt des Denkens – keine Form. Gerade auf diese Weise denkt das wahre Denken sich selbst, diese Art von Denken erreicht im Akt des Denkens ihr Ziel. Das soll nicht heißen, dass man in so einem Fall »höheren Denkens« vage oder beliebig denken würde. Vielmehr ist es so, dass das primäre Denken – als Akt des Denkens – bereits Form hat und leichter auf sich selbst übertragbar ist, oder besser, auf den Menschen, der es denkt; und deshalb (weil es eine Form hat) ist es in seiner Reichweite beschränkt. Während das Denken, das man als »höheres« Denken bezeichnet, als Gegenstand des Denkens frei ist. (Was etwas anderes ist als »vage« oder »beliebig«.) Die Freiheit dieses Denkens reicht so weit, dass es dem Denkenden selbst als urheberlos erscheint. Auch Seligkeit hat diese Eigenschaft. Besser gesagt, führt das freie höhere Denken zu Seligkeit. Die Seligkeit beginnt in dem Moment, in dem der Akt des Denkens sich von der Notwendigkeit einer Form befreit hat. Die Seligkeit beginnt in dem Moment, in dem das Denken das Denkbedürfnis des Urhebers überwunden und dieser sich der »Größe des Nichts« nahe gesehen hat. Man könnte auch sagen: der Größe des Ganzen. Aber »das Ganze« ist eine Menge, und eine Menge ist begrenzt durch ihren eigenen Anfang; und »das Ganze« zu betrachten führt dazu, dass man an einen bestimmten Gegenstand denkt; die wahre Größe ist das Nichts, das keine Schranken hat und in dem der Mensch sein Denken entfalten kann. Sein Denken entfalten, bis es das

Blickfeld des Menschen verlässt und er vor seinem eigenen Denken steht – dem Schauen, dem Schauen, das schaut. Und noch nicht einmal zum Sehen vordringt. Sein Denken entfalten, bis der Mensch vor seinem eigenen Denken zu einem »Gegenstand« wird und »unfähig zu denken«. Diese Seligkeit vor dem Nichts kann man auch nennen: vor Gott. Gott beginnt an einem bestimmten Punkt des Denkens. Diese Aussage ist in sich weder säkular noch religiös. Ein Mystiker kann sie erkennen. Und bei all dem geht es nicht um das Problem Gottes. Wir sprechen vom Denken des Menschen und davon, wie dieses Denken einen Punkt erreichen kann, an dem es kaum noch mitteilbar ist – was zugleich für diesen Menschen der Punkt ist, an dem er am meisten von sich mitteilen kann.

(Zu schlafen bringt uns diesem Denken sehr nahe. Wir sprechen nicht vom Traum, der allenfalls primäres Denken wäre; wir sprechen vom »Schlafen«. Schlafen heißt in gewisser Weise sich entziehen.)⁵

5 Hier enden die Beispiele für Clarice Lispectors erste Gehversuche auf dem Gebiet der *crônica* (1940er-/frühe 60er-Jahre). Wir springen ins Jahr 1967, in dem sie ihre Tätigkeit als Kolumnistin in Rio de Janeiro aufnimmt.

1962

August 1962

Ein Versuch zu fühlen

Nicht um unseretwillen fließt die Kuhmilch, aber wir trinken sie. Die Blume ist nicht gemacht, damit wir sie anschauen, auch nicht, damit wir ihren Duft riechen, und doch schauen wir sie an und riechen sie. Die Milchstraße existiert nicht, damit wir von ihrer Existenz wissen, aber wir wissen von ihr. Und wir wissen Gott. Und was wir brauchen, das entnehmen wir Ihm. (Ich weiß nicht, was sich Gott nennt, aber so kann man es nennen.) Wenn wir von Gott nur sehr wenig wissen, dann, weil wir wenig brauchen: Wir haben von Ihm nur das, was uns unweigerlich genügen muss, wir haben von Gott nur, was wir fassen können. (Die Wehmut gilt nicht dem Gott, der uns fehlen würde, sie gilt uns selbst, die wir nicht genug sind; uns fehlt unsere Größe jenseits des Möglichen – meine unerreichbare Zukunft ist mein verlorenes Paradies.) Wir leiden, weil wir so wenig Hunger haben, auch wenn dieses bisschen Hunger schon ausreicht, um uns ein tiefes Fehlen des Genusses spüren zu lassen, den wir hätten, wenn wir hungriger wären. Milch trinken wir nur so viel, wie der Körper braucht, und von der Blume sehen wir nur, wohin die Augen und ihre glatte Satttheit reichen. Je mehr wir brauchen, desto mehr gibt es Gott. Je mehr wir vermögen, desto mehr Gott werden wir bekommen. Und Er lässt es geschehen. (Er ist nicht für uns geboren, und wir auch nicht für Ihn, wir und Er sind zur selben Zeit.) Er ist ununterbrochen damit beschäftigt, zu sein, so wie das alle Dinge sind,

aber Er hindert uns nicht daran, uns Ihm anzuschließen und zusammen mit Ihm mit dem Sein zu beschäftigen, in einem so fließenden und konstanten Austausch – wie dem des Lebens. Er nutzt zum Beispiel uns voll und ganz, weil in keinem von uns etwas ist, das Er mit seiner absolut unendlichen Bedürftigkeit nicht brauchen würde. Er nutzt uns und hindert uns nicht daran, uns Ihn zunutze zu machen. Das Erz, das in der Erde liegt, ist nicht dafür verantwortlich, dass es nicht genutzt wird. Wir sind überaus rückständig und haben keine Ahnung, wie man den Austausch mit Gott nutzt – als hätten wir noch nicht herausgefunden, dass man Milch trinken kann. In einigen Jahrhunderten oder in einigen Minuten werden wir vielleicht erstaunt sagen: Dass Gott immer da gewesen ist! Wenn jemand wenig da gewesen ist, dann ich – so wie wir vom Erdöl sagen könnten, dass es am Ende hinreichend gebraucht wurde, also fand man Wege, es aus der Erde zu holen, so wie wir eines Tages diejenigen bedauern werden, die an Krebs gestorben sind, ohne das Medikament zu nutzen, das doch da ist. (Anscheinend *brauchen* wir es noch nicht, nicht an Krebs zu sterben.) Alles ist da. (Vielleicht wissen die Bewohner eines anderen Planeten schon Bescheid und leben in einem Austausch, der für sie ganz natürlich ist; für uns hingegen wäre das »Heiligkeit« und würde unser Leben komplett durcheinanderbringen.)

Wir trinken also die Kuhmilch. Und wenn uns die Kuh sie nicht geben will, so benutzen wir Gewalt. (Im Leben und im Tod ist alles erlaubt.) Auch Gott gegenüber können wir uns mit Gewalt einen Weg bahnen. Wenn Er selbst einen von uns ganz besonders braucht, dann wählt Er uns und tut uns Gewalt an. Nur dass meine Gewalt gegenüber Gott sich auf mich selbst richten muss. Ich muss mir Gewalt antun, um mehr zu brauchen. Um so verzweifelt zu wachsen, dass ich leer und bedürft-

tig werde. So werde ich an die Wurzel des Brauchens gerührt haben. Die große Leere in mir wird mein Daseinsort; meine extreme Armut wird ein großes Wollen. Ich muss mir Gewalt antun, bis ich nichts mehr habe und alles brauche; wenn ich brauche, werde ich bekommen, ich weiß ja, dass es recht ist, dem mehr zu geben, der um mehr bittet, mein Fordern ist mein Umfang, meine Leere ist mein Maß. – Wobei man Gott auch direkt Gewalt antun kann, durch eine Liebe voller Wut. Und Er wird verstehen, dass unsere cholerische und mörderische Gier in Wahrheit unser heiliger, aus Leben gespeister Jähzorn ist, unser Versuch, uns selbst Gewalt anzutun, der Versuch, mehr zu essen, als wir können, um unseren Hunger künstlich zu vergrößern – im Fordern von Leben ist alles erlaubt, selbst Künstlichkeit, und Künstlichkeit ist manchmal das große Opfer, das man erbringt, um Wesentliches zu bekommen. – Aber, da wir wenig sind und daher nur wenig brauchen, warum genügt uns dann nicht das Wenige? Nun, wir erahnen eben den Genuss. Wie Blinde, die vor sich hin tasten, erahnen wir im Voraus den intensiven Genuss des Lebens. Und wenn wir ihn erahnen, dann auch, weil wir uns auf beunruhigende Weise von Gott benutzt fühlen, wir haben das beunruhigende Gefühl, mit intensivem, ununterbrochenem Genuss benutzt zu werden – im Übrigen war unsere Rettung bis dato, dass wir doch immerhin benutzt werden, wir sind nicht nutzlos, Gott zieht intensiven Nutzen aus uns; Leib und Seele und Leben sind dafür da: für den Austausch und die Ekstase eines anderen. Voller Unruhe spüren wir, dass wir zu jeder Zeit benutzt werden – doch das weckt in uns den beunruhigenden Wunsch, ebenfalls Nutzen zu ziehen. Und Er lässt das nicht nur geschehen, vielmehr ist Ihm ein Bedürfnis, benutzt zu werden, benutzt zu werden ist eine Art, verstanden zu werden. (In allen Religionen fordert Gott, dass

man Ihn liebt.) Um etwas zu haben, müssen wir nur brauchen. Brauchen ist stets der höchste Augenblick. So wie die riskanteste Freude zwischen einem Mann und einer Frau dann eintritt, wenn das Brauchen so groß wird, dass man Todesqualen und Staunen empfindet: Ohne dich könnte ich nicht leben. Die Offenbarung der Liebe ist eine Offenbarung des Mangels – selig sind, die da geistlich arm sind, denn ihrer ist das quälende Reich des Lebens ...

November 1962

Erinnerung an einen schwierigen Sommer

In Schlaflosigkeit schwebte die kaum beleuchtete Stadt. Nicht eine Tür war geschlossen, und jedes Fenster hatte sein warmes Licht. Um die Laternen flatterten die Larven. Am Flussufer die Tische, die wenigen müden Gespräche, schlummernde Kinder auf dem Schoß. Die wache Leichtigkeit der Nacht hinderte uns, schlafen zu gehen; wie Wanderer schritten wir gemächlich aus. Wir waren Teil der gelblichen Totenwache der Laternen, und der geflügelten Larven, und der runden Höhen, die da schwebten, und des Wachens eines ganzen Himmelsgewölbes. Wir waren Teil des großen Wartens, das durch sich und in sich nun mal ist, was das ganze Universum tut. Seit den anderen riesigen Larven, die einst langsam vom Wasser jenes Flusses getrunken hatten.

Aber innerhalb des umfassenden Wartens, denn das war die Art, wie man sich dem Sein widmen konnte, bat ich um eine

Atempause. Diese Augustsommernacht war aus dem feinsten Stoff gewoben, dem für immer unzerstörbaren Stoff des Wartens. Ich wollte, dass die Nacht endlich anfang, in feinem Zucken zu beben, zum Anfang ihrer Todesqualen; denn dann könnte auch ich schlafen. Aber ich wusste, dass eine Hitzennacht weder zerfranst noch in Tag übergeht, sie wird im lauen Fieber des Morgens einfach zu Schweiß. Und immer bin ich es, die schlafen gegangen ist, immer bin ich es, die in Todesqualen geriet, während die Hitze ausharrt wie ein lidloses Auge. Und unter dem großen, wachen Auge der Welt habe ich meinen Schlaf eingerichtet, habe mein Körnchen Schlaflosigkeit in tausend Mumientücher gehüllt, diesen Diamanten, der mir zugeteilt war. Ich stand an der Ecke und wusste, dass niemals etwas in Todesqual geraten wird. Es ist eine Welt für die Ewigkeit. Und ich wusste, ich bin es, die sterben muss.

Aber ich wollte das nicht allein, ich wollte einen Ort, der dem ähnelt, was ich brauchte, ich wollte aufgenommen werden mit meiner notwendigen Todesqual. Meine Tode geschehen nicht aus Traurigkeit – sie sind eine der Arten, wie die Welt ein- und ausatmet, die Abfolge verschiedener Leben ist der Atem des endlosen Wartens, und ich selbst, die ich ebenfalls die Welt bin, brauche den Rhythmus meiner Todesqualen. Aber wenn ich als Welt mit meinem Tod einverstanden bin, so brauche ich als das andere, das ich ebenfalls ganz stark bin, die erbarmungsvollen Hände, die den Leichnam aufnehmen sollen. Ich, die ich auch die Hoffnung auf Erlösung vom Warten bin, brauche das Mitgefühl der Liebe, das mich rettet und auch den Geist meines Blutes. Das Blut, das so schwarz ist im schwarzen Staub meiner Sandalen, und meine Stirn war von Mücken umgeben wie eine Frucht. Wo sollte ich Zuflucht finden und der bebenenden Sommernacht entgehen, die mich an ihre Größe gekettet